

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 59 (1939)

Artikel: Gespräche im Schattenreiche : ein zürcherisches "Necrologium" aus den Jahren 1801-1807
Autor: Pestalozzi, F.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gespräche im Schattenreiche.

Ein zürcherisches „Necrologium“ aus den Jahren 1801—1807.

Herausgegeben von F. O. Pestalozzi.

Vorwort.

Der Katalog unserer Zentralbibliothek enthält etwa 25 Druckschriften, welche alle diesen oder einen ähnlichen Titel — „Im Reiche der Todten“, „Im Elysium“ oder „In der Unterwelt“ — tragen, und zumeist aus den ersten drei Vierteln des 18. Jahrhunderts stammen. Es handelt sich also um eine Gattung literarischer Modeartikel, wie sie etwa auftauchen, nachgeahmt werden, wieder verschwinden und später wohl selten mehr von den verstaubten Bibliotheksgestellen heruntergeholt werden.

So ist es auch der Fall gewesen mit einer Schrift dieser Art, Gespräche im Schattenreich, die Sal. Voegelin seinerzeit — offenbar ohne den Verfasser zu kennen — in seiner Arbeit über den Schwertwirt Rittmeister Ott und seine Gattin Dorothea Rosenstock im Zürcher Taschenbuch von 1890 mehrfach zitiert hat. Das hat den Verfasser nachstehender Zeilen veranlaßt, auf die Suche nach der fraglichen Schrift zu gehen, und — mit freundlicher Hilfe von Herrn Dr. Corrodi-Sulzer, der auch bei der Bearbeitung des seltsamen „Chrüsi-Müsis im Schattenreich“ immer wieder mit seiner großen „Findigkeit“ helfend eingesprungen ist — hat sich das verschollene Opusculum in der Tat gefunden. Es ist Manuskript W 365 der Zentralbibliothek, ein bescheidener Pappband, geschrieben von der Hand eines alternden Mannes, ohne Nennung seines Namens, und trägt nur den Besitzvermerk eines frühern Eigentümers:

„C. Keller im Thurmhaus“. Dieser Keller war Küfer und Turmhüter im „Neuen (oder Läuse-) Thurm“ an der Ruttelgasse, und neben diesen Berufen fröhnte er im Nebenamt noch der löblichen Liebhaberei eines Sammlers von allerlei Turicensia. J. H. Erni erwähnt seiner im Vorwort zu seinem Band Memorabilia Tigurina von 1820 mit den Worten: „Innigsten Dank bezeuge ich insbesondere meinem werthesten J. C. Keller im Thurmhause, dessen schätzbare Sammlung und Bemühung dieser Arbeit sehr ersprießlich war.“

Wer ist nun aber der Verfasser dieser Gespräche? Sal. Voegelin hat ihn, wie bereits gesagt, jedenfalls nicht gekannt, und auch die Zentralbibliothek besitzt keinerlei Notiz über die Herkunft des Manuskriptes oder über den Autor. Zu gleicher Zeit sind aber sowohl Herr Dr. Corrodi wie der Bearbeiter durch eine Reihe von Beobachtungen zu der Ueberzeugung gelangt, Verfasser der Schrift könne wohl niemand anders sein als der Obmann der Malerinnung auf der Meise, Joh. Heinr. Werdmüller (von Jonen, nicht von Elgg), geb. 1742, erst Theologe, dann Kunstmaler und zuletzt Pfründer zu St. Jakob an der Sihl, wo er wahrscheinlich kurz nach 1813 gestorben ist. Dem Herausgeber war er zufällig bereits etwas bekannt, weil dieser seinerzeit die — aus Mangel an Material allerdings sehr kurz ausgefallene — Biographie des Mannes für das Schweizerische Künstlerlexikon zu schreiben beauftragt worden ist. Der Schlusssatz des betreffenden Artikels hat damals gelautet: „Werdmüller scheint einen etwas verschrobenen Kopf besessen zu haben, der ihn — nebst seiner dürftigen Lage — hinderte, sich besser ausbilden zu lassen. Halbkennntnisse besaß er viele und veröffentlichte allerlei kleinere Schriften in Prosa und Poesie.“ Dieses Urteil empfängt durch die „Gespräche“ seine Bestätigung. Hauptbeweis für die Identität des Verfassers mit Werdmüller liegt in dem Umstand, daß ersterer in dieselben — ohne jede triftige Veranlassung — eine ausführliche Biographie seiner Person hat einfließen lassen, die, nach der Art ihrer Einzelheiten, kaum von jemand anderem als ihm selbst geschrieben sein kann. Zwar legt er sie Lavater in den Mund; aber wahrscheinlich hat Werdmüller einfach mit dieser Schreibung seine im Pfrundhaus vergessene Persönlichkeit doch nochmals — wenn auch erst nach seinem Tode — in Erinnerung rufen wollen: Gedruckt ist das Manuskript natürlich

nie geworden, denn wo hätte er auch damals einen Verleger finden können! Aber der Gedanke mag ihm vorgeschwebt sein, daß das Auftreten einer Menge in Zürich höchst angesehenen Personen in diesem seinem Schattentheater, wo er sie als seine näheren Bekannten spielen ließ, doch noch eine posthume Aureole um sein altes Haupt verbreiten könnte.

Noch andere Beobachtungen erhärten übrigens die Vermutung von Werdmüllers Autorschaft. Eine ganze Anzahl der eben erwähnten Personen sind, wie Werdmüller, Bünfter zur Meise und zum Teil Altersgenossen desselben gewesen. Den ausführlich behandelten Zusammenstoß Lavaters mit den Malermeistern „vor ihrer Lade“ kannte Werdmüller als Obmann besser als irgend jemand anders, denn er hatte ja die betreffenden Sitzungen als Obmann selbst präsiert, und überdies läßt er in den Gesprächen durch Rittmeister Ott seine dabei bewiesene Unparteilichkeit noch extra herausstreichen. Den Paragraphen der Maler-Ordnung, auf welchen sich die Meister-Gesellschaft bei ihrer Klage stützte, läßt der Autor sogar wörtlich zitieren. Die näheren Umstände eines weiteren Zusammenstoßes Lavaters mit den Schuhmachern konnte er durch seinen dieser Bunft angehörenden Vater oder Bruder erfahren haben. — Die öftern lateinischen Citate, die der Autor gern zwischenhinein streut, mögen ihm noch von seinen theologischen Studien her im Kopf kleben geblieben sein. Daß er endlich zum Ueberfluß sein früher im Druck erschienenenes „Gespräch im Todtenreich“ als „interessant“ rühmen läßt, beseitigt wohl den letzten Zweifel an der Richtigkeit unserer Identifizierung.

Der letzte Teilnehmer an den Gesprächen des 1. Teils stellt sich im August 1804 vor, der des 2. Teils im August 1807. Ins Pfrundhaus ist Werdmüller 1804 eingetreten. Es läßt sich also vermuten, daß er sich damals in seinem neuen, bescheidenen Logis zu „St. Jakob“ die Zeit mit der Aufzeichnung seiner vielen persönlichen Erinnerungen vertrieben hat. Das Gedächtnis des 62-jährigen war offenbar noch ziemlich gut; sein Interesse an den öffentlichen Dingen und den kleinen Skandalchen seiner Vaterstadt so lebhaft wie je, und auch seine launige Art, die ihm gelegentlich nachgerühmt wird, ist durch die Dürftigkeit seiner Verhältnisse noch nicht ganz gebrochen gewesen.

Auch ein bißchen Phantasie darf ihm nicht abgesprochen werden, aber sie ist nicht gerade sehr hochfliegend, sondern, wenn man so sagen darf, etwas spießbürgerlich beschwert. Was Werdmüller als Schattenreich malt, ist jedenfalls keine biblische Landschaft und Atmosphäre und gewiß auch nicht von seinem Freund Lavater inspiriert; sondern sie mutet an wie die Kulissen eines zürcherischen Liebhabertheaters, zwischen denen auch alle zürcherischen Gepflogenheiten ohne weiteres Kurs haben. So schellt Hoze, — im Schattenreich! — um Ott zu begrüßen, ruhig seinem Bedienten, läßt ihn eine Flasche von seinem gewohnten Tischwein aus dem Schattenreichkeller bringen, und scherzt mit seinem Besucher über die ausgezeichnete Qualität desselben, die nicht nur weit über „Lacrimae Christi“, sondern sogar noch über „Bendliker“ gehe.

Ausführlicheres über dieses Schattenreich erfahren wir später aus einem Gespräch von Hoze, Ott und Oberst Corrodi (S. 314):

Hoze: Wie gefällt's Ihnen hier?

Corrodi: Ich finde alles so, wie es uns in der hohen Offenbarung der Himmel vorgemalt ist (?!).

Ott: Doch ist das noch nicht der Himmel; es ist nur der Ort, wo man die Sterblichkeit hinter sich gelegt hat. Hier sind wir alle durcheinander bis zum großen Tag der Sichtung.

Corrodi: Findet man auch die Seinigen und Bekannten leicht?

...

Hoze: Was Ihnen das Liebste sein müßte, finden Sie zuerst und vielleicht ungesucht. So wird es immerfort gehen und wenn Sie jemand zu sehen verlangen — nur befohlen! Noch wollen wir einen Abendspaziergang machen im Garten oder in der Lindenallee am Fluß (also in der elysäischen Platzpromenade).

Im zweiten Teil heißt es — nachdem schon vorher die Rede davon war, daß es bei verschiedenen Notabilitäten, z. B. dem General Hoze, dem Bürgermeister Kilchsperger, dem Ratschreiber Fueßli usw. besondere „Cercles“ gab, wo man sich — nicht ohne leise Eifersuchtsanwandlungen der Gastgeber — gegenseitig besuchte:

Obmann Koechli: Wo sind auch unsre Herren alle?

Eichholzer: Der Herr Fueßli hat die Gemahlinnen beider Herren Bürgermeister Kilchsperger und Ott gemalt; gestern sind die Bildnisse gekommen, und heute machten Ihre Gnaden Ott in Begleitung Herrn Rathsherr Gefners, Herrn Rathschreiber Fueßli und Herrn Heß einen Besuch bei Ihrer Gnaden Kilchsperger. Nun sind der Herr General, der Herr Pfarrer Lavater, der Herr Buntstmeister Bürkli und der Herr Rittmeister Ott auch bei diesen Herrn auf des Herrn Kilchsperger's Saal; sie tranken morgens eine Chocolate und werden wohl da zu Mittag gespiesen haben; wenigstens weiß ich, daß auf diesen Fall ein Diner von 12 Couverts im grünen Saal parat sein muß. Und dann werden wir vor Abend spät keinen mehr sehen. Wenn der Herr Rathschreiber in einem Discours ist, so ist eine Spirallinie angefangen, die nirgends aufhört.

Merkwürdig ist einerseits, daß man von einem Schattenreiche eigentlich nicht viel spürt, sondern alles recht materiell zugeht, und andererseits, daß in diesem Reiche nach der Imagination des Spitalpfründers, der aber doch immerhin auch einmal „Obmann“ gewesen ist und auf der Reise mit all diesen Herren als mit seinesgleichen verkehrt hat, die Umwälzung von 1798 bereits gewissermaßen als chose passée betrachtet wird. Die gesellschaftlichen Sitten des ancien régime mit ihrem Respekt vor allen kleinen und großen Notabilitäten werden hier einstweilen ganz ruhig weiter „observirt“ — vorbehältlich natürlich der Neuordnung der Dinge „beim großen Tag der Sichtung“.

* * *

Den Gesprächen im Schattenreich liegt ein gewisser, origineller Plan zugrunde, der das Ganze zu einer historisch-politischen Zürcher-Chronik von 1801—07 macht, in die der Verfasser dann, um sie etwas pikanter zu machen und gelegentlich seinen Kropf zu leeren, kleine anekdotische Reminiscenzen und Indiskretionen hineinspricht, die sonst anderwärts nicht zu finden sind und dem sehr unscheinbaren Pappband seinen lokalhistorischen Reiz und Wert geben. Werdmüller läßt nacheinander eine ganze Reihe von mehr oder weniger illustren Zürchern — leider nur Herren, denn in Damengesellschaft hat er sich jedenfalls wenig bewegt — unmittelbar nach ihrem Tode oder bald nachher — im Schatten-

reich auftreten, wo sie dann von den bereits Anwesenden sofort eifrigst nach den damals sich rasch folgenden, die Vaterstadt betreffenden Ereignissen ausgefragt werden. Dabei läuft natürlich viel längst Bekanntes und auch Unbedeutendes mit, für das die Aufmerksamkeit des Lesers nicht in Anspruch genommen zu werden braucht. Es soll nur das Charakteristische und weniger Bekannte, möglichst in der Gesprächsform des Originals, wiedergegeben werden. Um nicht den Dialog beständig durch die Vorstellung jeder einzelnen neu auftretenden Persönlichkeit unterbrechen zu müssen, ist es vielleicht zweckmäßig, die Herren vorher in der Reihenfolge ihres Erscheinens und — soweit sie nicht allgemein bekannt sind — mit ihren wesentlichsten Lebensdaten vorzuführen.

1. Joh. Conrad Hoh von Richterswil, später Freiherr Friedrich Heinrich von Hoke, zuerst Offizier in württembergischen, dann in russischen und schließlich in österreichischen Diensten, wo er vom Oberstlieutenant zum Feldmarschalllieutenant aufstieg, aber seinem Vaterlande stets anhänglich blieb. 1798 erklärte er sich bereit, den Oberbefehl der Schweizertruppen gegen die französische Invasionsarmee zu übernehmen, kam aber zu spät und kehrte enttäuscht nach Oesterreich zurück. In dem anfänglich erfolgreichen Feldzug von 1799 kommandierte er die österreichische Armee in Graubünden, fiel aber schon am 25. September auf einer Rekognoszierung bei Schänis, durch französische Kugeln getroffen. Er war der Bruder des mit J. C. Lavater und durch ihn mit Goethe befreundeten, hochgeschätzten Arztes Joh. Hoh in Richterswil.

2. Rittmeister Anton Ott, Schwertwirt, 1748—1800, durch meinen Aufsatz im Zürcher Taschenbuch 1938 wohlbekannt.

3. Johann Caspar Lavater, 1740—1801, Pfarrer am St. Peter, gestorben an den Folgen einer während der Wiedereinnahme Zürichs durch Massena erlittenen Verwundung.

4. Hans Heinrich Schinz, 1725—1800, Rathsherr vom Weggen und Zeugherr, Präsident des Kaufmännischen Direktoriums, Mitglied der Interimsregierung von 1799.

5. Bunftmeister Hans Jakob Irminger, 1742 bis 1799, vom Weggen, Bäckermeister, dann Oberstkriegskommissär und Landvogt im obern Freiamt, später Obervogt in Stäfa. 1799 von russischen Soldaten vor seinem Landgut zum

Engen Weg in Unterstraf erschlagen. Er scheint sich übrigens keiner großen persönlichen Achtung in Zürich erfreut zu haben.

6. Leonhard Koechli, 1756—1800, Buchbinder-Obmann, ein biederer, wohlmeinender und gebildeter Handwerker, der aber durch die Annahme eines Agentenpostens der helvetischen Regierung zeitweise bei seinen altgesinnten Mitbürgern etwas in Mißkredit geraten zu sein scheint.

7. Georg Schultheß, Helfer am St. Peter, 1758 bis 1802, gefallen als einziges Opfer des Andermattischen Bombardements.

8. Heinrich Eichholzer, 1727—1801, von Beruf Krämer, Bünster zur Safran; später scheint er irgendwie in den Dienst des Gasthofs zum Schwert getreten zu sein, und — wahrscheinlich — als geschätzter Kurier zahlreiche Reisen ins Ausland mit hohen Herrschaften gemacht zu haben. In seinen ältern Tagen (er stand bei seinem Tode im 74. Altersjahr) muß er wohl eine Art Portier oder Chef de réception im Schwert gewesen sein, denn der Bürgeretat von 1799 fügt seinem Namen die Bemerkung bei: „Im Schwert“, während als Wohnung der Familie Wohllebgaße Nummer 13 genannt wird. Anton Ott behandelt Eichholzer mit wohlwollendem Respekt, wiewohl dieser so ziemlich die Rolle des „hemdärmlichen Hechts“ — wenn man so sagen dürfte — im aristokratischen Karpfenteich des stadtzürcherischen „Reservationsgebiets“ im Schattenreich spielt.

9. Oberst Hans Caspar Corrodi, 1725—1804, diente im französischen Regiment Lochmann, wohnte an der Stützhofstatt und im Sommer auf einem Landgut in Stäfa; war auch Schildner zum Schneggen.

10. Joh. Heinr. Kilchsperger, 1726—1805, Bürgermeister.

11. Zunftmeister Joh. Bürkli, zum Widder, 1745 bis 1804. Besaß das später „zum Riel“ genannte Haus an der Krautgartengasse. Seine Witwe, eine geb. Schultheß, heiratete nach des Gatten Tod ihren Jugendgeliebten Heinrich Meister.

12. Zunftmeister Sal. Escher, zur Meise, im Wollenhof, 1743—1806. (Werdmüller läßt ihn versehentlich schon 1805 im Schattenreich auftreten.)

13. Zunftmeister Hans Caspar Fries, 1739—1805, Schanzenherr.

14. Salomon Ruppert, 1741—1806, von Wipkingen, nach den Stäfner Unruhen, die er zu unterdrücken mitgeholfen hatte, ins städtische Bürgerrecht aufgenommen. Oberster Trüllmeister, später Oberstwachmeister und Major. (Näheres siehe Zürcher Taschenbuch 1932, S. 48.)

15. und 16. Joh. Keller, Obervogt zu Pfyn, und Melchior Corrodi, Pfarrer zu Lipperswil im Thurgau, spielen in dem etwas „ausplampenden“ zweiten Teil der Gespräche die nicht gerade glänzende Rolle des „Säuhäfeli- und Säudeckeli“ und bedürfen daher keiner besondern Einführung.

*

Ziehen wir übrigens nun den Vorhang des seltsamen „Schattenspieltheaters“ und lassen wir ein Raccourci der Szenen an uns vorbeispazieren.

1. Abend.

Gen. Hoze: Was bringen Sie Neues mit, Herr Rittmeister, aus der Oberwelt? Aus der Schweiz und besonders aus unserm lieben, armen Zürich?

Rittm. Ott: Nicht viel Sonderliches, Ihre Excellenz.

Hoze: Lassen wir die Excellenz; wir kennen uns ja schon lange. Was bringen Sie gutes Neues aus Zürich?

Ott: Wenig Gutes, doch auch nicht viel Schlimmeres, als Sie noch erlebt haben.

Hoze: Das ist das Beste, was ich erlebt habe, daß ich noch für mein Vaterland kämpfen konnte, und das Ruhmvollste ist mein Tod für dasselbe. Wenn der Schweiz mein Tod nur genügt hat.

Ott: Ich erlebte es freilich nicht, daß Ihr Tod dem Vaterland so viel genügt hätte, als Ihr Leben werth war.

Hoze: Die Folgen richten sich nicht allemal nach unserm guten Willen, desto mehr nach den Umständen.

Ott: Allerdings, mon Général, das hab ich im Kleinen oft erfahren, wie Sie im Größeren...

Hoze: Aber erzählen müssen Sie mir, was sich in unserm Vaterland vom 26. September 1799 bis zum Julius 1801 zugetragen hat.

Ott: Den 25. September fing es an, Ernst zu gelten. Die Russen hatten einen Angriff im Sinn, aber Massena kam dem Korsakow zuvor, und griff die Russen auf allen Punkten an; die Letztern verließen sich auf die Ankunft des Generals Suwarow, und eines Sukkurses von Schaffhausen her, bestehend aus dem Husaren-Regiment von Bauer, und etwann 5000 Mann Oestreichern und Bayern; allein weder Suwarows Armee noch die Curaziers und Husaren konnten fliegen, und die Russen waren schnell besiegt. Morgens um 5 Uhr begann bei Dietikon die mörderische Schlacht, um 7 Uhr ward das russische Lager erobert, das Treffen zog sich jenseits der Limmat. Die Franken rückten in 3 Kolonnen von Weiningen, Affoltern und Schwamendingen vor. Fechtend näherten sich die Heere der Stadt und die Nacht gebot einen etlich stündigen Waffenstillstand. An diesem blutigen Tag wurde auf beiden Seiten mit Löwenmuth gefochten; aber die Russen hatten schlechte Offiziers und ihre Anführer kannten das Terrain nicht. Den folgenden Morgen, ohngefähr um die Zeit, da Sie Ihren Tod gefunden, ward auf beiden Seiten der Limmat geschlagen, Muth und List waren im Felde. Gegen Mittag wollte der russische Obergeneral kapituliren, aber der Fränkische antwortete, er wolle ohne Capitulation in die Stadt kommen und gestattete den Russen mehr nicht als eine halbe Stunde zum Abzug, und zwar einzig durch die Stadelhofer-Pforte. Den Franken fiel alle Bagage, fast alle Artillerie, was in und bey Zürich war, und die Kriegskasse der Russen in die Hände. Um halb 2 Uhr zog Massena mit seinem siegreichen Heere in die Stadt ein, während die desperaten Russen und erbitterten Franken sich an der Kronen- und Niederdorfporte noch schlugen. Die Franken und Helvetier wollten nach ihrem Einzuge noch plündern, wie es ihnen der saubere Pfenninger versprochen (?). Allein Massena ritt mit Lebensgefahr durch alle Straßen und Gassen, gebot Mannszucht und verhinderte Erzeße. An diesem Abend bekam der Herr Pfarrer Lavater, da er blos einige Schritte von seinem Hause war und zu seinem Tochtermanne wollte, einen Schuß von einem helvetischen Grenadier in den Leib, grad am Ende des Strenums — wovon

er 5 Vierteljahr und 5 Tag unbeschreibliche Schmerzen litt, bis am 2. Tag des neuen Saekulums der Tod seinem Leiden ein Ende machte. Sie werden ihn hier wohl auch schon gesprochen haben?

H o z e : Ja freilich, wir sahen uns erst gestern. Wir sind gute Freunde, doch zur Conversation nicht so ganz für einander gemacht, wie er und mein Bruder, welcher auch nimmer manches Jahr ausbleiben wird.

O t t : Wieso? Lavater ist allen alles; warum sollten sie nicht so gut mit ihm conversieren, als der Herr Doktor?

H o z e : Mein Bruder kann besser mit ihm sympathisieren, kann mit ihm über die Dichtkunst, von den geheimen Kräften der Natur, über Physiognomik, ja sogar über Dogmatik sprächlen, kann seinen Wunderglauben purgieren, enfin, ihn besser unterhalten. Gingegen ist mein Métier nicht eines Friedenspriesters Fach, so wenig als Dogmatik das Meinige. Ein bisgen kritlen, philosophieren, moralisieren, politisieren — kann ich als Militär so ziemlich. Mit der Poesie mich abzugeben, hatte ich in der Kriegsschule keine Zeit; wohl las ich etwa Heldengedichte des Homer, Odysseus, und den Ossian in Uebersetzungen. . . Meine Physiognomik beschränkt sich fürnehmlich darauf, ob einer mir die Zähne sehen lasse, oder eine Memme sei; alles übrige halte ich für betrüglich. Auch bin ich kein Gelehrter, und ist meine Belesenheit nicht sonderlich groß; also bin ich im tête-à-tête die meisten Mal mehr ein schüchtern horchender als ein unterhaltender Gesellschafter. — Aber haben Sie durch dieses Zwischenreden jetzt nicht den Faden der Geschichte verloren? . . .

O t t : Nun — an jenem Abend noch ward die von Ihnen eingesetzte Interimsregierung entlassen und die Staatskasse, worin beim Antritt nicht mehr als 4600 Gulden waren, durch eine freiwillige Steuer von Stadt und Land aber bis auf 41 505 Gulden vermehrt wurde, und beim Abtritt der Interimsregierung 94 000 Gulden sich befanden, im Namen des Direktoriums in Beschlag genommen und über das Regierungspersonal eine Kriminal-Prozedur verfügt, jedoch außer einem kurzen Hausarrest nichts effectuirt.

Mit dem fränkischen Heer sind auch die Entflohenen zurückgekehrt. Pfenninger ward wieder Regierungstätt-

halter, Tobler Distriktspräsident, Wegmann Kantonsrichter etc. Sie machten sich in ihren nun ausgestaubten Schärpen noch viel dicker als 16 Wochen vorher. Und so hatten wir die Freude, unsere alten Krethi und Plethi wieder in den constitutionellen Behörden zu sehen, worin sie auch verblieben sind.

. . . .

Ganz ruhig und in der Stille hatte Zürich die Ehre, dem Massena ein gezwungenes Darlehen von circa 800 000 Franken zu präsentiren, worauf er mit Erlassung eines rührenden Abschiedschreibens verreiste, um das Kommando der italienischen Armee zu übernehmen. . . Rathen Sie auch, was hat das fremde Kriegsvolk die Stadt Zürich in zweyen Jahren gekostet: 2 113 194 Gulden.

Hoke: Das ist entsetzlich! Aber wie hat eine mittelmäßige Stadt das erschwungen?

Ott: Es wird das Wie — noch mancher lange empfinden.

Hoke: Aber, mon cher, Sie haben sich jetzt trocken geredet, kosten sie nun auch meinen Tischwein zu freundlichem Willkomm!

Am 2. Abend

macht Joh. Casp. Lavater eine Visite bei Hoke und — seiner geistigen Beweglichkeit entsprechend — kommen alle möglichen Themata aufs Tapet. Die Seltsamkeit, daß es in diesem Schattenreich auch noch Standesunterschiede, Herren und Bediente, Generäle und Handwerker gebe, wird nach allen Seiten erörtert, ohne daß dafür eine überzeugende Lösung gefunden wird. Man spricht von den trauernden Hinterlassenen auf der Erde oben, und Hoke muß Auskunft geben, warum er nicht geheiratet habe, wobei Werdmüller ihm eine Antwort in den Mund legt, welche er schwerlich in Druck zu geben gewagt hätte. Dann kommen die Stellen über Ott, seine Frau und die Emigrantengäste, welche Voegelin in seiner Arbeit zitiert hat. Daran schließt sich die Erwähnung der bereits bekannten Geschichte vom Herzog von Gloucester und dessen Rechnungssaldo, welchen die Regierung zu zahlen für gut fand, wozu sich Lavater gegen Ott äußert:

Lavater: Ich weiß davon. Die größten Herren sind nicht allemal die besten Gäste, wenn es ans Zahlen geht

Hoke: Wie gieng es Ihnen mit Leuten von meinem Stand und Range?

Ott: Oh! viel besser als mit vielen Fürsten, doch waren nicht alles Hoken.

Lavater: Und die Gelehrten und die Staatsmänner?

Ott: Die hatte ich sehr gerne. Ihnen habe ich die Bekanntschaften auch manches schätzbaren Mitbürgers zu danken, welche ich ohne sie kaum jemals kennen gelernt hätte.

Lavater: Und die Künstler?

Ott: Auch diese hatte ich gerne, obwohl sie mich in Ansehung der Zimmer oft sehr genierten, besonders wenn große Herrschaften erwartet wurden, denn alle wollten die besten Zimmer haben. Gelehrte und Künstler hatte ich Jahr aus Jahr ein und von Zehn richtig allemal Neun um des Herrn Pfarrer Lavaters willen.

Das Gespräch geht dann auf das Verhältnis Lavaters zu den Künstlern, zu seinen physiognomischen Theorien, seinen Liebe- und Bußpredigten und endlich auf großen Umwegen zu einem Rechtshandel Lavaters, bei dem ihm die Liebe etwas abhanden gekommen sein soll, die Buße aber von ihm habe bezahlt werden müssen. Ott spielt zuerst scherzhaft darauf an, aber Lavater will sich derselben zuerst nicht mehr entsinnen.

Ott: Pah, der Prozeß, den Sie vor 14 Jahren mit den Mahlern führten, ist doch eben dessen kein Beweis, was Sie da sagen.

Lavater: Wissen Sie denn von diesem Prozeß? Ganz, und mit allen Umständen?

Ott: Jawohl, der Obmann Werdmüller, mein Freund, hat mich seiner Zeit davon unterrichtet.

Lavater: Es wundert mich, ob er vor und hinter mir die gleiche Sprache führte.

Ott: Wie ich ihn kenne, ist er aller Verstellung unfähig. Das müssen Sie doch seinem ehrlichen Gesicht längst schon angesehen haben.

Lavater: Ich traue ihm auch Biederkeit zu und kenne seine Offenheit. Mit seiner Physiognomie zwar konnte ich nie

ins Klare kommen, darum ist sie auch nirgends in meinen Fragmenten anzutreffen, obschon er einer der ersten war, so um mein Werk wußte und selbst darein arbeitete.

Der Mann, um den es hier sich handelt, ist also vermutlich der Verfasser unserer Gespräche, und da ihm offenbar viel daran gelegen war, in denselben seine Person ja nicht unter, sondern auf den Scheffel zu stellen, ist es wohl am richtigsten, hier aus einem späteren Gespräch gleich die Biographie einzuschieben, die uns Werdmüller — mit seinen eigenen Augen gesehen und Lavater in den Mund gelegt — gibt.

Lavater: Sein Vater ließ ihn schulen und widmete ihn dem geistlichen Stande; er aber hatte wenig Lust dazu, so lernsam er war. Er wollte ein Mahler werden, hierzu aber fehlte die väterliche Einwilligung und das Vermögen. Im Frühling 1767 faßte er den Entschluß, per fas et nefas zu quittieren¹⁾. In kaum 24 Stunden ward aus einem Candidaten der Theologie ein Mahler, da kann man sich aber einbilden, daß es ohne einigen Unterricht im Anfange nicht lang gut ging. Noch im gleichen Jahr ward er genötigt, eine Hausinformatorenstelle zu suchen und es fand sich bald eine solche bei dem bekannten Wundarzt Stocker²⁾ im Wädenschweiler Berg, wo seine Studien und besonders seine anatomischen Kenntnisse (?) treffliche Dienste leisteten.

¹⁾ Nach der amtlichen Darstellung ist der Abschied aus dem Alumneum, wo Werdmüller offenbar einen Freiplatz hatte, nichts weniger als freiwillig erfolgt. In den „Acta Scholastica“ (Staatsarchiv E II, 474) steht zu lesen: „Henricus Werdmüllerus ist wegen seiner liederlichen Aufführung und nachdem man viele Jahre mit ihm Geduld getragen, einhellig aus dem Collegio weggebannt und eo ipso des beneficii alumnorum verlustig worden.“ (Er war Schüler der obersten Klasse und bereits Kandidat.)

²⁾ Der Arbeit von Gottlieb Binder über die „Bocken“ in seinem Buche „Altzürcherische Familiensitze am See“ ist zu entnehmen, daß dieser Chirurgus Stocker das Gut 1769 gekauft und als Bad eingerichtet hat. „Der energische, originelle Stocker, der eine Zeitlang als Feldscherer bei der preussischen Armee gedient hatte, richtete daselbst eine Kur- und Badanstalt ein und bewirtete Gäste aller Art. Sie blieb im Besitz und Betrieb der Familie bis 1860 und erfreute sich namentlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eines ganz bedeutenden Rufes als „Heilungsort für die allerzähesten Krankheiten.“ Fachmännische Untersuchung soll dann aber ergeben haben, daß die Quelle pures Brunnenwasser gebe, womit dann Bockens Renommée als Badeort rasch erblaßte, während es als Luftkurort noch lange beliebt blieb.“

Damals ward er mit dem berühmten Herrn Rathschreiber Fuezli bekannt, und mit ihm korrespondierte er. Einst kam der wackere Herr Operator Burkhard gebeten zu Stockarn in die Spreuermühle, um einer wichtigen Operation als Chirurgus Juratus beizuwohnen. Bis nach Mitternacht und am Tag wieder beym Frühstück unterhielt er sich mit dem Hauslehrer, der schon seit Jahren sein Liebling war. Er wandte alle Persuasorien an, ihn zu vermögen, ja er beschwor ihn in dem heiligen Namen der Menschheit, den Gedanken, ein Mahler zu werden, aufzugeben, und die so unvergleichliche Gelegenheit, ein guter Arzt zu werden, zu benutzen. „Sie haben“, fügte er bei, „schöne Prae-liminar-Studien, und haben Sie nie gehört, daß die Kunst nach Brot gehe?“ Mehr durch eine heimliche Lieb-schaft, als durch des treuen Freundes Gründe bewegt und halb schwankend gemacht, erwiederte Werdmüller endlich: „Mein lieber Herr Operator! Die wenigen Stunden, da wir, der Ruhe zu pflegen, von einander schieden, habe ich nicht verschlafen, sondern dem vielen Wohlgemeinten, mit dem Sie in mich drangen, nachgedacht, und noch jetzt bin ich mit dem Resultat meiner Ueberlegungen nicht im Reinen. Das weiß ich, daß ein Viertels-Säkulum schon ein zu hohes Alter ist, für einen Anfänger in der Heilkunst. Kann man noch hoffen, nur einen Grad von Mittelmäßigkeit zu erreichen? Und werde ich, was ich wolle, so wollte ich über das Mittelmäßige hinaus, oder nicht anfangen. Besonders ist ein mittelmäßiger Arzt das verächtlichste Geschöpf. . . . Freilich wäre alles zu lernen: Aber es ist zu spät, und die Lust zu klein; ich würde nichts Rechtes mehr. . . Meine Ruhe wäre weg für Zeitlebens, wenn mir — auch ohne Schuld — ein einziger Patient stürbe oder elend davon käme. . . . Bin ich ein Mahler, so hat es nichts zu sagen, wenn schon ein Bild gefehlt ist. . . . Das Sprichwort, welches die Kunst nach Brot gehen läßt, schreckt mich auch nicht ab. Die Kunst ist allenfalls wie ein Brod suchendes Mädchen — ist es schön, so wird es das bald finden; ist es aber häßlich, so kann es sein, daß es weit gehen muß.“

Nicht lange hernach kam er in die Stadt, um nach gesetzlicher Form ein gelernter Mahler zu werden. Aber da gab es Diffikultäten. Einerseits hatte er kein großes Lehr-

geld, und zu einem solchen durch eine Collette zu gelangen, war er zu stolz. Andererseits wollte er sich zu keinem Mahler verdingen, dem er das Lehrgeld mit Flachmalerarbeit abverdienen müßte. Er wollte ein Künstler werden. Endlich gelang es dem Herrn Rathschreiber Fueßli³⁾, mit Beystand von Herrn Landschreiber und nachherigem Kunst- und Spitalmeister Keller, für ihn einen Weg zu seinem Ziel zu finden. Keller hatte einen Onkel, der ein Mahler war. Diesen beredete er, seinem Klienten seinen Namen als Lehrherrn zu leihen. In den 3 Jahren dieses frommen Proforma sah der Lernjünger seinen Meister nicht mehr als neun Mahl; hingegen besuchte er fast täglich den kunst-erfahrenen Fueßli und zeigte ihm seine Arbeiten; bewahrte alle Worte der ermunternden Kritik wie Gold, und in den Abendgesellschaften daselbst hatte er Gelegenheit, aus Discursen sich einfindender fremder und einheimischer Künstler und Kunstkenner seine Anlagen und seinen Geschmack zu bilden. In Jahresfrist war er schon ein gesuchter Mahler, er malte Reichsfürsten (? wie viele?). Ehe aber seine Tage (trotz der Reichsfürsten!) sich aufgeheitert hatten. . . .

wurden ihm — der Schluß des Gesprächs sei hier gekürzt — alle möglichen Angebote für Wechsel des Berufes gemacht, aber vornehm von ihm abgelehnt. „Nachher“ — sagt Lavater / Werdmüller — „haben häusliche Bande, und zuletzt die Jahre ihn an seine Vaterstadt gebunden. Nichts ging ihm aber deswegen ab, als die Gunst des Vorurteils und mehr Welt. Die Natur, die erste Schule des Studierenden Genies ist aller Orten.“ Hier bricht die Selbstbiographie plötzlich ab und wird später nicht mehr fortgesetzt.

³⁾ Der Rathschreiber Joh. Caspar Fueßli gehörte zu der zahlreichen, vom Sultmeister zu Horgen und Maler Rudolf Fueßli abstammenden Künstlerfamilie, war ursprünglich auch Bildnismaler, und arbeitete als solcher, nach vollendetem Studium in Wien, am badischen Hof zu Rastatt, in Nürnberg und Augsburg. Das 1756 übernommene Kanzleiamt in der Vaterstadt ließ ihm Zeit, sein Haus zu einem Mittelpunkt künstlerischer Interessen zu machen, außerordentlich anregend und fördernd auf junge Leute einzuwirken und eine große literarische Tätigkeit auf kunsthistorischem Gebiete auszuüben, in deren Mitte seine „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz“ steht. Ein berühmt gewordener Sohn war der Londoner Maler Heinrich Fueßli. S. den Artikel v. G. Meyer v. Knonau im S.R.L.

Rehren wir daher wieder zum unterbrochenen Gespräch und dem Anstand Lavaters mit der Korporation der Maler auf der Meise zurück.

Da auch Hoze sich für den Handel interessiert, erzählt ihn Werdmüller durch den Mund von Rittmeister Ott am

3. Abend.

Ott: Sie wissen, Herr General, daß nach unsrer alten Verfassung alle Métiers, bis an wenige, zu welchen nicht jedermann in der Lage ist, zunftbündig waren, und ein jedes gegen Eintrag von Andern obrigkeitlich geschützt war. Die Mahler nun haben, damit sie sich von ihrer erlernten Kunst⁴⁾ desto sicherer ernähren mögen, auch einen Freiheitsbrief, worinnen ein Artikel sagt:

„Dieweil füröhin alle Mahler unverschiedentlich in eine Zunft gehören, und aber dieser Zunft und Gesellschaft unter allerley Vorwand allerley Eintrag kann geschehen, soll füröhin ein jeder, der außer dieser Gesellschaft sich vergreift; es sei mit Reißen, Contrafaiten, Tafeln, Schild und Wappen in Stammbücher, Zunft- und Wirtshäuser zu mahlen, Kupfereßen, Anstreichen und Einfassen der Häuser außen und inwendig, auch andere Mahleren, es sey mit Oel- oder Wasserfarben, sammt dem, der den Stümper angestellt, von jeder That und Verbrechen wegen, im Fall es um einen Lohn geschähe, vermög und laut der deßwegen von unseren Herren Bürgermeister und Rätthen der Stadt Zürich Anno 1561 erlangter und bey Handen habender Brief und Siegel bestraft und gebüßt werden.“

Der Inhalt des betreffenden Artikels lautet nun allerdings für Ohren des 20. Jahrhunderts erstaunlich und war schon für die Verhältnisse des 18. veraltet. Schützen sollte er das Handwerk; aus diesem war aber inzwischen die Kunst emporgewachsen, deren besondern Verhältnissen und Bedürfnissen die Handwerker verständnislos gegenüberstanden. Gerade bei den Bestimmungen über Lehrlings-Annahme und -Ausbildung, Gesellen-Einstellung

⁴⁾ Werdmüller gibt den Text in der Fassung von 1707, die aber wörtlich mit der frühern von 1630 übereinstimmt. (S. Quellen zur Zürcher Zunftgeschichte von Werner Schnyder, S. 557.)

und Prüfungen war immer noch ausschließlich der Schutz des eingeseffenen Handwerks ins Auge gefaßt, während für den jungen Kunstbessenen mit keinem Worte eine richtige Ausbildung für alle in dem „Artikel“ genannten Kunstzweige vorgesehen und verbrieft war. Wohl gehörten der Maler-Innung auf der Meise auch einige wenige Mitglieder an, die Künstler waren (z. B. Joh. Rasp. Wuest und Hans Casp. Huber), aber sie waren Meistersöhne, kamen vom Handwerk her und pflegten neben ihrer Kunst auch die Flachmalerei weiter. Lehrlinge, die sie annahmen, brauchten sie nach Sakung nur in den Handwerksfertigkeiten zu unterrichten.

Ott (fährt dann fort): Der Herr Pfarrer suchte im Beginn seines physiognomischen Werks so viele Künstlerhände zu Beförderung desselben, als er aufbringen konnte. In Zürich fand er zu wenig; er glaubte daher, fremde Hülfe suchen zu müssen, schickte Arbeiten ins Ausland und ließ fremde Mahler und Zeichner gen Zürich kommen, um unter seinen Augen zu arbeiten. Die Gesellschaft schwieg dazu und endlich wurde das große Werk meistens durch fremde Hände vollendet. Allein das Erscheinen weiterer physiognomischer Arbeiten — als Taschenphysiognomik, Toilettenphysiognomik und dergleichen — dauerte immer noch fort, und es wurden immer mehr fremde Künstler angestellt, die dann freilich (nicht) ohne Pause mit dieser Arbeit okkupiert waren und zuweilen den Malern anderweitigen Eintrag thaten.

Anlässlich einer anderen Innungsangelegenheit aus demselben Gebiet wurde nun in der gleichen Sitzung auf die angeblich viel bedeutendere Konkurrenz des Herrn Pfarrer Lavater aufmerksam gemacht und nach längerer Verhandlung beschlossen, vorläufig die fremden Künstler zu zitieren. Da diese aber vor der Lade erklärten, sie haben für sich mit der Gesellschaft gar nichts zu tun und seien lediglich von Pfarrer Lavater angestellt, ward der Obmann beordert, diesen selbst vorzuladen. Als es schriftlich geschah, brauste aber dieser auf — wie in allen Fällen, wo er auf eine Ungerechtigkeit stieß. Als er sich doch — auf Zureden — veranlaßt sah, sich vor der Lade durch einen Vertreter rechtfertigen zu lassen, hieß dieser — nach der erhaltenen Instruktion — den „Gebrauch obrigkeitlich verbriefter Rechte ab-

deritisch“, und zwar soll dies, wie Ott/Werdmüller sagt — noch die gelindeste Titulation gewesen sein. Das Resultat war die Verhängung einer Buße von 10 $\%$, gestützt auf den zitierten Artikel. Lavaters Appellation an die beiden nächsten Instanzen blieb erfolglos; den Vorschlag eines Schiedspruches durch die kleinen Räte von der Zunft ward von den Malermeistern als unzulässig abgewiesen, aber die Bereitschaft ausgesprochen, bei Unterlassung einer letzten Appellation an den Rat zu einem direkten Vergleich die Hand zu bieten. Diesen nahm Lavater dann auch an in folgender Fassung:

1. Der Herr Pfarrer befriedigt die E. E. Gesellschaft durch eine unzweideutige Ehrenerklärung.
2. Bezahlt er die ihm diktierte Buße.
3. Verwilligt ihm die Gesellschaft zu Endigung seiner physiognomischen Arbeiten vier Zeichner oder Mahler, von denen zwei unter ihm unmittelbar, zwei aber unter der Aufsicht und bey einem einverleibten Mahler stehen sollen.
4. Sollen alle diesen Prozeß berührenden Papiere mit dem Gesellschaftsiegel versiegelt, in die Hand eines der vier kleinen Räte gelegt werden und so die Sache todt und und abgethan sein.

Lassen auch wir sie todt und abgetan bleiben.

Werdmüller weiß indessen noch etwas anderes von Lavater, und das muß ebenfalls noch heraus, weil es den Lesern offenbar seinerzeit auch persönlich geärgert hat.

Hoße: Ist nicht der Werdmüller, von dem sie gesprochen, Verfasser eines interessanten Gespräches im Reiche der Todten?

Lavater: Ja, und anderer kleinen Schriften.

Hoße: Von Person kenne ich ihn nicht, aber Cadet von More, der sich von ihm hat mahlen lassen, hat mir ihn beschrieben; er soll klein von Postur sein, aber größer im freundschaftlichen Umgang. Ist er etwa eines Schuhmachers Sohn?

Lavater: Getroffen! Aber wie kommen Sie auf diese Frage?

Hoße: Ich habe in Ihrer Physiognomik gelesen, was Sie von den Schuhmachern sagten: daß sie nämlich nur Töchter

zeugen und keine oder nur wenige Söhne, und wenn es zur Seltenheit einen Sohn gebe, derselbe unvollkommen gestaltet seye.⁵⁾ Und der Prozeß mit den Mahlern erinnerte mich eines älteren Prozesses, den Sie deswegen von den Schustern an den Hals kriegten. Als ich vor zwei Jahren in Zürich ware, ließe ich meinen Schuhmacher kommen, mir das Maß zu einem paar Stiefel zu nehmen. Es ward ihm eine Bouteille Höngger aufgestellt; das machte ihn gesprächig. Der Gegenstand der Gespräche waren Sie und jene physiognomische Injurie, wie er's qualifizierte. Er erzählte mir kreuz und quer, wie sie Bötter gehalten und dem Herrn Lavater die Zähne gewiesen haben. Zuletzt kam er auf die Satisfaktion, die Sie einer ehrenden Meisterschaft gegeben haben, die ja recht komisch ist und mein Zwerchfell gewaltig erschütterte.

Lavater: Wie so komisch?

Hoze: ... Das allerlustigste ist, daß alle Herren und Meister Schuhmacher von Ihnen eingeladen oder aufgefordert wurden, falls ihnen obige Entschuldigungen nicht genügten, jede selbst beliebige Satisfaktion zu nehmen. Es wäre die Ihnen angenehmste Rache, wenn Sie zu allen ihren Söhnen zu Gevatter genommen würden.

Der Fall wird dann noch weiter nach allen Seiten erörtert und auch der neu eintretende Ratsherr Schinz, Lavaters Schwager und sein Gewährsmann für die den Schuhmachern ehrenrührig erscheinende Behauptung, hineingezogen. Lavater macht sich darüber lustig, daß gerade von der mit ihm verhandelnden Schuhmacher-Deputatschaft keiner mehr als einen Sohn gehabt habe, während Hoze auf Grund der Angaben seines Gewährsmannes ihm aus der übrigen Meisterschaft eine Anzahl Fälle vorhält, bei denen Lavaters Behauptung gar nicht zutreffe, und den Herrn Pfarrer scherzhaft auf seine schwere Verantwortung hinweist, wenn hübsche Zürcher Mädchen in Zukunft keine Schuhmachersöhne mehr heiraten wollen, aus Furcht, keine oder nur krüppelhafte Nachkommen zu bekommen.

.

⁵⁾ Bezieht sich jedenfalls auf die Stelle in Editio princeps der Physiogn. Fragmente, Bd. II, S. 13, die zwar etwas weniger positiv lautet. In Bd. III, S. 20, folgt dann eine leise Berichtigung.

Am schlimmsten kommt nun freilich die nächste „Arrivée“ im Schattenreich weg: der Zunftmeister Irminger, gegen den Werdmüller einen ganzen Gallensack auszusprihen hat, ohne Rücksicht darauf, daß ein unter so ungewöhnlich tragischen Umständen aus dem Leben abberufener Mitbürger einige Schonung verdient hätte. Wilhelm Meyer berichtet über den gewaltsamen Todesfall in seiner immer noch lesenswerten Arbeit „Die Russen an der Limmat im Jahr 1799“⁶⁾:

„Zunftmeister Irminger besaß ein kleines Landhaus, zum Engen Weg genannt, an der Stelle wo jetzt dasjenige des Herrn Martin Escher steht. Einige Russen, die sich in seinem Weinberg mit Franzosen herumgeschossen hatten, glaubten, es könnten solche sich im Hause versteckt finden und pochten mächtig an. Irminger öffnete die Hinterthür und trat um die Hausecke herum mit Brot und Wein ihnen entgegen — in Offiziersuniform. Er hatte sich als ehemaliger Kriegskommissär in dieselbe gekleidet, in der Meinung, sich dadurch Achtung zu verschaffen. Unglücklicherweise hielten ihn aber — wegen deren dunkelblauen Farbe — die erhitzten Soldaten für einen Franzosen, und mit einem Säbelhieb über den Kopf und einigen Bajonettstichen in den Leib streckten sie ihn zu Boden. Als nun die Gattin aus dem Hause stürzte und mit einem Schrei des Entsetzens über die Leiche hinfiel, schienen sie ihr einiges Mitleid zu bezeigen.“

Hier sollen nur ein paar Proben von der unguten Aufnahme des Herrn Zunftmeisters im Schattenreich folgen. Irminger erwähnt zufällig seine Söhne, worauf Ott ins Gespräch einfällt:

Ott: Ihr älterer Sohn ist vor etwas Zeit bei Nacht und Nebel verreist⁷⁾.

Irminger: Was sagen sie? Mein Sohn?

Ott: Es ist nichts anderes. Und das Distriktsgericht, das zwar größtenteils aus Bauern zusammengesetzt ist, war unhöflich genug, alles zu obsigniren (siegeln), sobald es recht Tag war.

⁶⁾ Schweiz. Illustr. Zeitschrift, 1865, S. 28.

⁷⁾ Irmingers Sohn Felix, geb. 1771, Zunftschreiber zum Weggen, Stadtrichter 1795, Landschreiber im Neuamt 1802, fallierte 1803, konnte sich aber rehabilitieren, wurde 1811 wieder Landschreiber im Neuamt, kam 1812 in Konkurs und wurde wegen Betrügereien landesflüchtig. (Gefl. Mitteilung von Herrn Dr. A. Corrodi-Sulzer.)

Schinz: Der Herr Zunftmeister hat f. B. als Gerichtschreiber auch manchen obfignirt und vielleicht nicht ungerne.

Irminger: Parole d'honneur, mon conseilier, bey den einträglichsten von meinen Obliegenheiten machte mir meine Pflicht gewiß allemahl, wenn ich eine unschuldige Familie vor mir sah, sehr viel crêve cœur.

Lavater: Doch werden Sie ja ohne Zweifel Ihre Gebühr nicht angenommen haben?

Schinz: Es ging ja aus der Masse.

Irminger: Ich will nicht sagen, was ich in vielen Fällen gethan hätte oder gethan habe. Aber ich konnte meinen Nachfahren nichts vergeben.

Hoße: Aber Ihren manquierenden Sohn können wir doch nicht verliehren. Ist er ein ansehnlicher und couragirter Mann?

Irminger: Médiocre, doch so ziemlich.

Hoße: So können Sie noch hoffen, zu vernehmen, daß er in kaiserlichen oder preußischen Diensten Soldat worden sey?

Irminger: Ich habe zwar keinen Sohn zu einem Soldaten bestimmt, außer für das Vaterland. Doch wenn mein Felix bey einer ordentlich eingerichteten und durch den Zuwachs von meiner artigen Hinterlassenschaft verbesserten Menage per varias causas nicht hat können bestehen als ein ehrbarer Bürger von Zürich, so wäre ich freylich noch froh, von ihm zu hören, daß er als Söldner in der Fremde Brot und Ehre zu verdienen Gelegenheit gesucht habe.

Hoße: Ich glaube, Sie wollen dem Soldatenstand etwas Entehrendes vorwerfen. Ich sage Ihnen, Herr Zunftmeister, der letzte Soldat ist mehr werth als ein eingebildeter Staatsmann und dessen gefehlte Söhne.

...

Und dann ein paar Zeilen weiter:

Irminger: Ich glaube, nie imponirt zu haben.

Ott: Credo ich glaube, credis du glaubst, credit er glaubt. Was glauben Sie, Herr Rathsherr?

Schinz: Ich glaube, es gebe des Imponirens zweyerley. Einer imponirt, ohne es zu wollen. Ein anderer imponirt geflissentlich und wird dadurch immer schaden, wechselweis sich selbst und andern.

...

Hoße: Wie steht's am See, haben Sie keine Nouvelles von da?

Irminger: Nein, Ihre Excellenz. Ich vermuthe, die enragirten Seeleuthe werden sint zwey Jahren nicht viel klüger geworden seyn. Als vor 6 Jahren der Revolutionsgeist gewaltig zu spucken anfang, habe ich in meiner Vogtey demselben aus allen Kräften entgegengearbeitet, aber. . . .

Schinz: Aber es hat nichts gefrommt. Und warum nicht?

Irminger: Das wunderte mich selbst.

Schinz: Mich nicht. Hätten Sie ihre Vogtei-Angehörigen im Umgang und in der Belehrung mehr mit dem „Freunde“ bekannt gemacht, als mit dem „Obervogt“, so wäre Stäfa wenigstens nicht der Direktorialort der Revolution geworden. Ich weiß noch gar wohl von meinem Bruder, in was für Gefahr er um Thretwillen gerathen, als er als Mitobervogt mit Ihnen droben M. S. N. H. repräsentierte.

Irminger wehrt sich gegen diese Vorwürfe mit der Anklage, daß die Mittelpartei in den Räten den Landleuten viel zu viel entgegengekommen sei und sie damit noch stimuliert habe, erhält aber von dem in Personalien offenbar wohl orientierten Schinz/Werdmüller den scharfen Schlußtrumpf:

Schinz: Wie können Sie jetzt so reden vor einem Mann, der noch gar zu wohl weiß, wie aristokratisch Sie zu jeder obrigkeitlichen Maßnahme gestimmt haben. Anbey weiß ich noch manches Privat-Anekdotchen. Ich war Rathsherr — mithin weniger obligiert, dem Volk zu schmeicheln als ein Zunftmeister. Aber ich hätte mir doch nie erlaubt, einen wackeren Landmann, der bey mir einer gefährdeten alten Freiheit erwähnte, ins Angesicht zu sagen: „Habet Ihr das verfluchte Wort auch schon im Maul!“

Lavater sucht dann dem hitzig werdenden Streit, der sich noch bis in den 5. Abend hineingezogen hat, ein Ende zu machen, indem er das Gespräch auf ein anderes Geleise schiebt und seinen Schwager um Auskunft bittet, wer eigentlich in der alten Regierung zu der Mittelpartei gehört habe, zu den friedliebenden „Moderaten“, also zu denen, welche weder zu den „eingebildeten Erbherren“ noch zu den „Sansculotten“ gehört haben.

Schinz meint: Herr Schwager, Sie führen mich da auf ein gefährliches Geschief. Doch wenn der 88jährige Rathsherr Wirz vor 9 Jahren noch die ganze Schoffelgasse pfeilschnell heruntergeschliffen ist, so will ich mich, Ihnen zu gefallen, auch auf dieses Eis wagen.

Derjenige, der im Rang der erste war, ist selbstverständlich unser ehrwürdige (Bürgermeister) Kilchsperger.

Lavater: Mein Busenfreund, den weiß ich schon; wer dann weiters?

Schinz: Ich muß mich besinnen, wer ihm an wahren Patriotismus am nächsten steht.

Hoke: Als ich vor 3 Jahren auf Zürich kam, um — nicht so fast als Freund der Oligarchie, sondern als des eidgenössischen Freystaats — das Commando gegen die fränkisch-helvetische Revolution zu übernehmen, hatte mich der einzige Besuch Ihres Gnaden Kilchsperger für meine Dimission von ansehnlichen Chargen und die zu spätthe vergebliche Reise hinlänglich entschädigt.

Irminger: Auch ich will nicht gegen ihn ungerecht seyn. Er ist ein braver Mann.

Schinz: Er war so wenig ein eigentlicher Staatsmann als ich und alle unsre Kaufleuthe. Aber sein großer Verstand und seine Routine in späteren Geschäften ersetzten mehr als wir von der Staatskunst. Ein weiser Regent.

Ott: ... Wann ich ihn vor Rath und Bürger reden hörte, so war mir, ich hörte einen Engel vom Himmel.

Lavater: Herr Schwager, ist Ihnen der Zweite noch nicht eingefallen?

Schinz: Der Herr Rathsherr Schultheß im Thalgarten soll es seyn. Dieser war mit einer sehr philosophischen und humanen Art ein Moderantist.

Lavater: Gut; und dann?

Schinz: Der Herr Zunftmeister Bürkli und der Herr Rathsherr Nüscherer standen in Ansehung der Grundsätze dem ersten nicht nach, waren aber etwas phlegmatischer.

Lavater: Die kenne ich als edle Männer. Sie werden aber noch viele haben?

Schinz: Sogar viele nicht, doch noch etliche, wenn ich 3 Klassen zusammen nehme: diejenigen, die aus liberalen Grundsätzen ein Beispiel der Mäßigung gaben; dann andere, die sich in den Drang der Umstände fügten, da sie sahen, daß nichts anderes mehr zu machen seye, und endlich solche, die aus egoistischen Absichten den Mantel nach dem Winde hiengen. Ich will alle, die mir beyfallen, nennen, ohne sie zu klassifiziren:

Herr Seckelmeister Salomon Hirzel
Herr Rathsherr und Doctor Hirzel
Junker Seckelmeister Escher
Herr Bunftmeister und Schanzenherr Fries
Herr Rathsherr Johannes Hirzel
Herr Rathsherr Hirzel beyrn Schneeberg
Junker Rathsherr Meyer von Knonau
Herr Statthalter Lochmann
Junker Statthalter Weyß
Herr Bunftmeister Biegler
Herr Rathsherr Däniker
Herr Rathsherr und alt Bauherr Scheuchzer
Herr Bunftmeister Escher im Wollenhof
Herr Bunftmeister Escher in der Froschau
Herr Rathsherr Pestaluz
Junker Rathsherr Reinhard
Herr Bunftmeister Schaufelberger
Herr Bunftmeister Usteri
Junker Rathsherr Grebel
Herr Bunftmeister Hirzel.

Meinen Bruder Bunftmeister (Schinz) und ihren Herrn Bruder Doctor und Rathsherr (Lavater) habe ich Ihnen nicht nötig, zu nennen. Aber ich weiß jetzt in dem Augenblick aus dem kleinen Rath keine mehr. Wegen den Herren Großräthen muß ich den Herren Rittmeister bitten, mir das Stimmenzählen abzunehmen.

Ott: Wenns nur so eine leichte Sache wäre für einen, der offenbar zur aristokratischen Partey gehörte, so ganz unpassionirt die Moderantisten zu sortiren. Einige verehrten Menschenrechte, Freyheit und Gleichheit in einem Sinn, der keinen Mißbrauch zuließ; was aber ein vernünftiger Aristokrat auch ehrt. Dann stunden andere in Verhältnissen mit

gemeinen Bürgern und Landleuten, welche sie nicht verletzen konnten oder wollten; mancher stimmte nur mit Rücksicht auf sein Landgut, das er an einem patriotischen Ort hatte. Einen guten Theil machte ein mehr träger als politischer Indifferentismus gemäßiget. Wieder andere stimmten der gemäßigten Partey bey, weil sie gewohnt waren, Ja-Herren eines andern zu seyn. Und endlich zeichneten sich mit dem größten Moderantismus die Begünstigter der Revolution aus. Diese aber werde ich, wenn ich doch daran muß, geflissentlich unter denen, die mir einfallen, als allzubekannt weglassen. Um mich so vieler als möglich zu erinnern, muß ich die Zünfte durchgehen — dann erinnere ich mich der Herren

Schultheiß Reinhard
 Pfleger Werdmüller
 Stallherr Meiß
 Stadtfähndrich Escher
 Schirmschreiber Escher
 Quartierhauptmann
 Heinr. Meyer, älter
 Direktor Ott
 Direktor v. Muralt
 Capitän Eßlinger
 Zeugherr v. Orell
 Amtmann Casp. Escher
 Klosterschreiber Landolt
 Pestaluz b. Steinböckli
 Escher im Felsenhof
 Doktor Bündel
 Prof. Heß
 Major Fueßli
 Amtmann Werdmüller
 Landvogt Rud. Schweizer
 Spithalmeister Brunner
 Obervogt Brunner
 Obervogt Hofmeister

Landvogt Lavater
 Landvogt Ulrich
 Inspektor Breitinger
 Direktor Kramer
 Zunftpfleger Finsler
 Landschreiber Rhan
 Quartierhauptmann Lavater
 Stabhalter Locher
 Amtmann Jakob Escher
 Obervogt Vogel
 Examinator Vogel
 Landschreiber Escher
 Freyhauptmann Schinß
 Hans Jakob Burkhard
 Schultheiß Landolt
 Doctor Hirzel, jünger
 Amtmann Casp. Hirzel
 Amtmann Sal. Hirzel
 Hauptmann Wilh. Schinß
 Landvogt Hofmeister
 Obmann Martin Däniker
 Zunftpfleger Sprüngli
 Eßlinger auf der Bleiki

Es mögen mehrere sein, die ich nicht sah, weil sie nie redeten, noch sich auf andere Art zu erkennen gaben. Aber über 60 sind es nicht.

Am 6. Abend tritt der gewesene Agent Roechlin, ehemals Buchbinder am Wasser neben der Meise und Obmann des Handwerks, auf, der eingangs kurz charakterisiert worden ist. Sein Gruß „Ihr Diener, meine Bürger“ gibt gleich Veranlassung zu einer spöttischen Bemerkung Irmingers und einer spizen Erwiderung Roechlis; Lavater aber biegt beide Spizen um mit den Worten:

Lavater: Nicht bitter, Herr Obmann! Das schaaale Wort Bürger soll hier den gehässigen Unterschied zwischen Patrioten und Aristokraten nicht einführen. Wir sind alle Bürger, und alle gleich Herren, oder keiner ist's. Sie sind zu vernünftig, als daß Sie nicht gar wohl wüßten, daß der Titel „Bürger“ nur ein Hokusfokuswort ist. Ich weiß auch, daß Sie niemals ein exaltierter Patriot waren, sondern nur durch den Schimmer der verführerischen Konstitution sich blenden ließen, wie es jedem leicht gehen kann, der nur das Beste will. Auch mich blendete anfangs die Neuerung, wie ich dann in meinem Schreiben an Reubel die Konstitution als ein Meisterstück menschlicher Weisheit pries, und das war sie auch als Ideal; aber sobald sie ins Praktische geht, so hat der Egoismus und bald jedes Laster freyes Spiel. Diese Erfahrung hat mich weggeschreckt und muß auch Sie ziemlich umgestimmt haben. Ist Ihnen Gleichheit jemals heilig gewesen, so soll sie Ihnen jetzt unter uns noch viel heiliger sein.

Roechli: Das soll, das wird sie mir auch!

Unter diesem Zeichen einigen sich die Anwesenden — Irmingers ausgenommen — zu einer vorläufigen „zürcherischen Mediation im Schattenreich“ und dann lenkt Werdmüller die Gespräche wieder in seinen ursprünglichen Plan ein, jeden zürcherischen Abgeschiedenen und ins Schattenreich Eintretenden das Neueste aus dem Verlauf der öffentlichen Dinge in Vaterstadt und Vaterland mitteilen zu lassen. Davon ist das meiste allgemein bekannt, so daß der Bearbeiter sich begnügen darf, die „Rosinen“ aus dem Werdmüllerschen Sugelhopf herauszulesen.

Schinz: Bringen Sie uns nichts Neues aus der Welt, Herr Obmann? (Wir befinden uns immer noch Mitte des Jahres 1801.)

Roechli: Sehr wenig Interessantes, Bürger alt Rathsherr. Ein neuer Senat ist gewählt, was sie wohl schon vernommen haben; aber vielleicht ist, indem ich dieß sage, schon wieder ein anderer da.

Schinz: Sind auch Zürcher darin? (Roechli nickt) Und wer unter anderem?

Roechli: Der Bürger alt Seckelmeister Hirzel.

Schinz: Der? Heil unserm Vaterland. Glückliche ist die Schweiz durch Stürme geworden, wenn dergleichen Männer an das Steuerruder kommen. Und in Zürich? Wer ist jetzt Statthalter?

Roechli: Der Bürger alt Rathsherr Reinhard.

Schinz: Auch ein braver Mann. Wenn's nur länger Bestand hat, als alles Bisherige seit der Revolution, so können unsere Mitbürger in kurzem sich alles Geschehenen noch freuen.

Der 7. Abend bringt bereits wieder ganz Neues. Von dem Redingschen Senat spricht kein Mensch mehr. Wir sind im Herbstmonat 1802 und der erste Gast dieses Jahres im Schattenreich ist das einzige Todesopfer der Belagerung Zürichs durch General Andermatt.

Helfer Schultheß: (Lavater umarmend) Ach mein theuerster Herr Amtsbruder! Wie wunderbar sind doch Gottes Wege — der Freund, dessen Nachfolger an der Petrinischen Gemeinde ich ward, der, mit welchem ich auf dem gleichen Plätzchen den beinahe gleichen gewaltsamen Tod gefunden, muß der erste seyn, den ich hier antreffe. Das allein schon ist eine himmlische Krone für das Leiden eines unzeitigen Todes.

Lavater: Was sagen Sie mir, mein lieber Herr Helfer! Geschwind! Wie sind Sie gestorben, ein Mann in den besten Jahren und so festem Körperbau!

Schultheß: Zürich ist 2 Mal beschossen worden, nämlich den 10. und 13. dieses Monats. Am letzten Mal begaben wir uns, der Herr Pfarrer Heß, der Herr Vorschreiber Biegler, der Herr Vikarius Meyer, der Sigrift Freudweiler und ich auf den Posten bey der St. Peterskirche. Da wir uns auf der Peterhoffstatt versammelt hatten und eben zur Kirche

wollten, zerplatzte eine Haubitzgranate neben uns, wovon mir ein Stück an den Kopf fuhr und das Cranium zersplitterte. Acht Tage lag ich noch, aber meistens in einem sinnlosen Zustand, bis mich der liebe Gott erlösete.

Schultheß muß dann noch weiter vom Bombardement erzählen; er und Lavater machen sich gegenseitig darüber Komplimente, wessen Tod für Zürich der größere Verlust gewesen sei, und Werdmüller weiß zwischenhinein seine eigene Person auch wieder einmal in den Vordergrund zu bringen durch die Mitteilung, daß er am betreffenden Tag um halb drei Uhr unter seiner Haustüre an der Hofgasse Schultheß den letzten Gruß entboten habe. (Nicht gerade sehr apropos schließt sich daran ein Exkurs über die Mißbräuche, durch welche das Recht der Petrinier-Gemeindeglieder, zu denen er auch gehörte, ihre Pfarrer selbst zu wählen, damals verunziert worden ist.)

8. Abend.

Hoke: Das ist doch ein schönes Recht bei dieser Gemeinde.

Schinz: Es wär! aber lieber Gott! wie geht's da! Der weit größere Theil der Stimmenden wird auf allerley Art bestochen — durch Schmeicheleyen, Verbindlichkeiten, Familien-Ansehen, Geld, Schmauseren, Empfehlungen von Frau und Jungfer Baasen und gar durch Drohungen. Ich weiß, was Anno 1786⁸⁾ bei der Helferwahl in etlichen Kaufmannshäusern für ein Umtrieb war. Die Gewerbsleute haben bey Strafe, aus dem Brod gejagt zu werden, ihre Pfennige versprechen müssen.

Schultheß: Aber auch nur das Versprechen hat können erzwungen werden, und hinterm Umhang hatte jeder seine Motive, nach denen er die Pfennige legte. Am Tage vor der Wahl war ich richtig Helfer mit wenigstens 50 Stimmen mehr, als nöthig waren; und in der Wahl selbst war ich im Stimmenmehr der Dritte. Richtiger hätten meine Freunde zählen können, wenn jedermann so offen ge-

⁸⁾ Helfer wurde am St. Peter 1786 Joh. Konrad Pfenninger, der Freund Lavaters, 1792 Salomon Heß und 1801 Georg Schultheß.

wesen wäre, wie einer meiner Mitzünfter. Dieser, als ihn bey einem kurz vorhergehenden Zunftanlaß mein thätigster Gönner auf die Seite nahm, um ihn für mich zu gewinnen, gab rund zur Antwort: „Herr, Sie haben über mich zu disponiren, aber bey dieser Wahl habe ich selbst über meinen Pfennig nicht mehr zu disponiren. „Gründe und Umstände“ haben ihn schon für Pfenningern in Anspruch genommen.“

Der ganze 9. Abend wird mit Hin- und Widerrede über die Person des polemischen Theologen und Politikers Pfarrer J. J. Schweizer in Embrach (Vater von Prof. Alexander Schweizer) und seiner Gegner Prof. Leonhard Meister und a. Pfarrer Hardmeyer, Lehrer an der Kunstschule, verbracht. Werdmüller hat bei seinen Lebzeiten auch einen Spieß in diesen Krieg getragen, der heute für uns kein Interesse mehr hat, um dann daran in nicht gerade selbstverständlicher Weise seine bereits bekannte Selbstbiographie an den Mann zu bringen.

„Und somit genug für diesen Abend“, läßt er Lavater am Schluß sagen. Er hat also vielleicht zuerst die Absicht gehabt, den Bericht über seinen etwas flackerigen Lebenslauf am 10. Abend noch weiter zu spinnen, sich dann aber eines Besseren besonnen. Die „absteigende Linie“ in demselben wäre doch vielleicht etwas verdrießlich zu erzählen gewesen. Er läßt daher lieber Koechli, etwas erregt, wieder eintreten, mit dem Ruf: „Neues über Neues, meine Herren!“ Er bringt die Nachricht über die dem Zürcher Bombardement folgende Vertreibung der helvetischen Regierung aus Bern im sogen. „Stecklikrieg“, die Komödie der Einsprache Napoleons im passenden Moment, und läßt die Vermutung diskutieren, daß der angehende Diktator nun wohl bereits ein in seine Pläne passendes Vermittlungsprojekt als Friedensfürst im Sack haben werde. Diese Ahnung wird in der zürcherischen Schattenwelt-Ecke mit einem gewissen Aufatmen empfunden, scheint sie doch endlich ein gewisses Maß innern Friedens und die Rückkehr zu vielen vertrauten Formen des alten Regiments zu verheißen. Wie wichtig wäre aber in diesem interessanten Zeitpunkt — meint jemand — eine raschere Postverbindung mit der irdischen Heimat, als durch die ganz unregelmäßig zu den Schatten spedierten mündlichen Brief-

träger! Eine richtige „Ordinari-Post“ würde sich mindestens ebenso gut rentieren wie die Verbindung zwischen Zürich, Bern und Basel; denke man nur schon an die Beförderung der Lavaterschen Korrespondenz!

Die Post-Idee gibt nun Werdmüller die angenehme Gelegenheit, am 11. Abend die Person des schon eingangs charakterisierten Originals Eichholzer einzuführen, indem er den gerade Eintretenden dem Herrn Direktor Schinz als künftigen „Schattenpostmeister“ empfehlen läßt. Eichholzer gibt dann in den folgenden Gesprächen seinen Senf zu allen möglichen Diskursen, von denen hier nur einer — der über Krieg, Frieden, und die militärische Courage des Herrn Rittmeister Ott — als Musterchen wiedergegeben werden soll.

Anlässlich der avisierten Erscheinung eines Militärs aus französischen Diensten, des Obersten Corrodi, greift Eichholzer in das Gespräch ein mit den Worten:

Eichholzer: Wenn nur alle Kriegsgurgeln da wären, so hätte die geplagte Oberwelt Frieden; nur keine Fürsten dürften da sein, sonst gäb's auch da Krieg, und keine alten Weiber, damit sich nicht ein Krieg auch auf die Haushaltungen ausbreiten würde.

Hoße: Meint er, wenn er alle Soldaten zusammen pfeiffen könnte, wie ein Vogelpfeiffer die Vögel, so gäbe es auf der ganzen Welt keinen Krieg mehr? Es stuhnden nicht am nächsten Morgen wieder da? Wegen den Fürsten und wunderlichen Weibern allerdings mag er nicht so unrecht haben.

Eichholzer: Dann pfeiff ich sie eben wieder zusammen.

Ott: Der Eichholzer fängt keinen Krieg an; für ihn hat auch Schwarz das Pulver nicht erfunden.

Eichholzer: Mag sein, daß mir das gehört, von einem Herrn Rittmeister, der eben so friedliebend ist, als ich.

Hoße: Will er damit sagen, der Herr Rittmeister sey nur ein gemalter Rittmeister?

Eichholzer: Ob Sie ein gemalter oder ein tapferer Rittmeister waren? Mit allem Respekt für das Lektore, glaube ich das Erstere, und zwahr mit Wasserfarben.

Ott: Je länger, je besser, schon bin ich ein Rittmeister in Aquarell.

Eichholzer: Das nehmen Sie mir nicht übel. Ich will nur sagen, Sie haben Sorge dazu. Als vor 12 Jahren der Ramp im Hard die ganze Zeit über zum Ersauffen naß war, blieb die Figur, damit sie nicht verderbt werde, zu Hause in einem Wandkasten, und Sie überließen Ihre Escadron einem Kapitän!

Ott: Eichholzer, schlimmer Eichholzer. Wißt ihr nicht, daß ich mir schon am ersten Tag das kalte Fieber zugezogen habe?

Eichholzer: Ein feines Glas über Wasserfarbe!

Dann springt Werdmüller auf einmal — nach seinem Spaß über den Herrn Rittmeister, seinen Obmann-Kollegen von der Meise — auf etwas ganz anderes über. Eichholzer hat Cagliostro einmal auf seinen Reisen nach Rom gesehen und soll nun sein Urteil über ihn abgeben.

Eichholzer: Wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich den Graf Cagliostro vor mir hätte, so würde ich nichts an ihm gesehen haben, als eine ziemlich gefällige Figur, dergleichen ich in der Welt Tausend angetroffen habe — wenige zwar mit seinen Augen und so gelöster Zunge. Ich redete in zwey Sprachen mit ihm; sein Italienisch war ein Jargon, das mir ohne seine ausdrucksvolle Gebärdensprache kaum verständlich gewesen wäre. Besser sprach er französisch. Uebrigens hatte er ziemlich schimmernden Witz und sehr vielen Schein von Humanität.

Dann beginnen die Herren eine allgemeine Diskussion über Menschenkenntnis, wobei sich ergibt, daß die Mehrheit dem viel gereiften und scharf beobachtenden Kurier Eichholzer mehr davon zutraue als seinem Patron, dem Herrn Schwertwirt, dem harmlosen Optimisten, der eigentlich nur die Creme der Menschheit in seinem Gasthof kennen gelernt habe. Ott muß selbst zugeben, daß sein Vater ihn schon früh auf den Wert und die Brauchbarkeit Eichholzers aufmerksam gemacht habe.

Eine Frage Hokes an Eichholzer, ob er denn auch bei seinen Reisen und im Dienste Otts für seine alten Tage etwas auf

die Seite gebracht habe, bietet Gelegenheit, noch etwas mehr von des gewesenen Kuriers Lebensschicksalen aus seinem Munde zu vernehmen.

Eichholzer: Ob mir meine Reisen und Strapazen etwas eingebracht haben? Erlauben Sie, ehedem wohl; aber erstens hatte ich nicht reinen Tisch, als ich zu reisen begann (also Schulden von seiner Krämerschaft her), und von der letzten Reise brachte ich mit Noth die Schuhe davon. Wo es vor Jahren Bechinen gab, da gibt es jetzt kaum mehr Lire. . . . Wie das kommt? Weil die Revolution aller Orten aus Fürsten und Grafen Bettler macht. Ueberdieß bin ich vor 9 Jahren auf einer Reise nach Rom in Räuberhände gefallen und meiner ansehnlichen Börse, goldenen Uhr, aller Equipage und des Miethpferdes beraubt worden, sodaß ich ohne alte Bekanntschaft hätte umkehren und mich in Hosen und Hemd nach Hause betteln müssen. Dieser Fatalität ungeachtet ward mir nach kaum einem halben Jahr mein „Wohlleb“⁹⁾ in Zürich ein Wespennest, und ich reiste den gleichen Weg wieder — dir nichts, mir nichts. Auf der Reize meiner Tage, da meine Kräfte schon ganz abgenommen hatten, mußte ich meine 74jährigen Knochen noch auf Ragaz schleppen und sie auf fremdem Boden beerdigen lassen.

Dann kommt er — etwas bitter (hier hört man natürlich hinter Eichholzer wieder den Verfasser Werdmüller sprechen) — auf den Titel- und Standesdünkel im frühern Zürich und das Bedürfnis seiner Mitbürger, auch des Mittelstandes, auf irgend jemand herabsehen zu können, zu sprechen.

Eichholzer: Noch unerträglicher ist der Hochmuth der mittleren Classe, vom Kaufmann, der mit 10 000 fl. handelt, und vom Kanzlisten bis zum Katechisten, bis auf den geringsten Handwerker, wenn dieser nur einen besseren Sonntagsrock vermag, und einen silbernen Degen, und eine Uhr, — oder Kredit dazu — hat, und seinen Staat verzinslet. Da hat jeder einen Titul: Herr Hauptmann, wenn er auch nur

⁹⁾ Er lebte an der Wohllebasse, verstand sich aber wahrscheinlich nicht gut mit seiner Frau.

Unterlieutenant ist, Herr Obmann, Herr Rechenherr, Herr Zunftschreiber, Herr Sackelmeister. Der Bartsbuser hört gern „Herr Operator“, und wer auf einer Adresse dem Goldarbeiter nicht schrieb „weit berühmter Goldschmied“, der hat keine Lebensart. Der ist übel daran, der keinen Titel hat, sondern sich mit seinem Tauf- oder Geschlechtsnamen auszeichnet. Der Taufname ist schon längst barbarisch geworden. Wer vor vierzig Jahren noch ein Meister Heinrich, ein Meister Jakob oder Meister Johannes war, würde jetzt Augen machen, wenn man ihm nicht sagte: Herr Nägeli, Herr Weiß, Herr Weerli etc.

Hoße: Es ist bei allen Ständen so, mein lieber Herr Eichholzer Darneben hat Zürich so viele edle Männer aus allen Ständen, so viel große Gelehrte als irgend eine Stadt in Europa, gute Künstler, geschickte Professionisten und eine blühende Handelschaft. Nirgends wird man mehr Aufrichtigkeit und Gastfreundschaft antreffen, als bei den Zürchern, und ihre beispiellose Wohlthätigkeit ist weltbekannt. Bey so vielem Guten sollte man weniger streng von einem Fehler reden, der mehr lächerlich ist als lasterhaft.

Im übrigen läßt Werdmüller den General bekennen, daß er Zürich im Grunde nur wenig kenne und eigentlich in Winterthur noch eher besser zu Hause sei „von Veltheim¹⁰⁾ und einem Wiedersehen vor 5 Jahren (1799) her“. Merkwürdig ist, daß er nun gerade Hoße ein Urteil in den Mund legt, das seine Richtigkeit haben und vielleicht heute sogar noch etwas zutreffen mag.

Hoße: Was ich gewahrt habe, so wird der Zürcher von Zeit zu Zeit mehr Kleinstädter als der Winterthurer. Dieß kömmt sehr wahrscheinlich von dem gesellschaftlichen Umgang her. In Winterthur, wo die Leute insgemein viel Kultur haben, kennt alles einander; der Rathsherr und der Schuster gehen in die gleiche Gesellschaft und sind freundschaftlich. Zu Zürich sondern sich die Stände, welche doch meist nur eingebildet sind.

¹⁰⁾ Konrad Hoße war von seinem Vater dem Pfarrer Joh. Konrad Fuesli zur Erziehung übergeben worden, bevor er 1754 (als stud. med.) ins Karolinum zu Zürich eintrat.

Die Unterhaltung wird dann unterbrochen durch die Ankunft des Obersten Corrodi.

Hoze: Wollen Sie sich nicht ein wenig kommod machen? Eichholzer, nehme Er dem Herrn Obrist auch den Surtout ab.

Ott erzählt dann von seiner französischen Dienstzeit, der unfreiwilligen Entlassung bei Beginn der Revolution und der ersten angenehmen Ruhezeit auf seinem Landsitz in Stäfa, bis die dortigen Unruhen ihn in die Stadt trieben, wo es ihm aber nicht mehr recht wohl werden wollte. Jetzt gedenke er sich hier im Schattenreich einstweilen einzurichten und womöglich mit seinem Herrn Vater zusammen zu wohnen. Im übrigen stellt er so interessante Neuigkeiten aus Zürich in Aussicht, daß Hoze vorschlägt, sie auf den folgenden Abend zu verschieben und die gerade abwesenden andern Zürcher Freunde auch dazu einzuladen, was dann am 15. Abend wirklich geschieht.

Hier beginnt die zweite Abteilung des Bandes. Ob Krankheit den Verfasser am Weiterschreiben für eine Weile verhindert hat, ist nicht ersichtlich, aber sehr wohl möglich, denn auch sein Gedächtnis scheint etwas nachgelassen zu haben. Das letzte Kapitel des ersten Teils spielt im August 1804, das erste, sich sachlich gleich anschließende des zweiten Teils im Jahr 1803. Der Inhalt ist weitläufiger und oft unbedeutender, so daß es sich empfiehlt, den Zusammenhang bloß anzudeuten und die wörtliche Wiedergabe auf die Stellen zu beschränken, welche weniger bekannte Details aus der zürcherischen Kleinwelt bieten.

Die Hauptneuigkeit, welche Oberst Corrodi bringt, ist die Mitteilung von der Einführung der Mediationsverfassung. Das Sachliche davon ist alles bekannt; ganz gut geschildert ist aber der Eindruck, den die Botschaft in den *cidevant*-Kreisen des Schattenreiches macht.

Hoze: Zürich ist wieder, was es vor der Revolution war?

Schinz: Das heißt eine souveräne Republik?

Corrodi: Ein souveräner Kanton und auf den neuen Münzen liest man wieder *Respublica Turicensis*.

Irminger: Sind auch wieder 212 kleine und große Räte?

Schink: Ist mein Bruder auch etwas?

Roechli: Werden jetzt die großen Rätthe auch von den Zünftern gewählt?

Eichholzer: Hat's dann wieder Zünfte?

Schink: Das ist alles gut; aber was sind für Unterbehörden. Das ist im Gang der Geschäfte und der Rechtspflege auch sehr wichtig.

Corrodi: Ja, da hinkt's dann, nicht wegen der Lücken, sondern wegen Ueberpflanzung. Es sind von unten auf: der Friedensrichter, der Gemeinderath, der Gemeindeammann, das Zunftgericht, das Distriktsgericht, die Distrikts- und Unterstatthalter. Von allen diesen dient niemand unentgeltlich, alle werden gut bezahlt. Sehr oft übersteigen die Rechtskosten den Werth des Rechtsstreits. Jedes Distasterium, wenn auch nur aus 3 Köpfen bestehend, hat einen Präsidenten. Es sind jetzt der Präsidenten mehr als früher Herren Lieutenants und Wachtmeister. Jede, auch die kleinste Behörde hat ihre Kanzlei und ihren Weibel, die alle wollen bezahlt seyn; es ist enorm, wie hoch das Recht zu stehen kommt. Ehedem, da noch nicht jedes Ding durch hundert Hände gehen mußte, konnte der wichtigste Prozeß für Rath und Bürger kommen, und kostete keine zweien Thaler. . . . Der wahre Grund dieser Kostspieligkeit ist wohl, daß jetzt alles vom Staat leben will.

Die Diskussion geht dann über diese Kostspieligkeiten weiter und setzt sich am folgenden Abend mit einem Auszug der Mediationsverfassung in der hiefür nicht sehr geeigneten Gesprächsform fort. Interesse gewinnt die Sache erst wieder, als Eichholzer, der Zünfter zur Safran, auf die Verfügung über die Zunftgüter zu sprechen kommt, wobei allerlei bisher wenig bekannte Einzelheiten und Stimmungsbildchen sich zeigen.

15. Abend 1803.

Eichholzer: Es wundert mich nur, auch um meiner Hinterlassenen willen, ob auf der Safran noch Leuthe etwas zu sagen haben, die auf den noch unvertheilten Zunftgütern hocken wie Kobolde auf einem Erzgebirg.

Lavater: Es wäre besser, man hätte gar nichts von den Zunftgütern vertheilt. Wie wenige sind derer, die sich mit ihrem Antheil aus der Noth geholfen, und wie viele hingegen, die schon lange nichts mehr davon haben. Ach, was für wohlthätige, nie versiegende Quellen hätten aus diesen Fonds werden können, wenn man sie beysammen gelassen hätte!

Schultheß: Ich habe mich auf der Meise auch lange und kräftigst der Theilung widersetzt, aber umsonst. Raum 20 Zünfter, und darunter die 2, die es hauptsächlich betrieben und den Regierungsstatthalter und das Kantonsgericht zu gewinnen wußten, haben gegen eine große Mehrheit die Theilung durchgesetzt, und unsre Zunft hat den andern das Eis gebrochen. Aber bald auf die Theilung folgten die Nachwehen des Leichtsinns. Mancher hat in den Drangsalen des Kriegs gewünscht, das Gut, aus dessen Zinsen 6000 Gulden zu Unterstützung der Dürftigsten hätten können verwendet werden, wäre noch unwertheilt.

Eichholzer: Ich hätte einmal auch für die Theilung gestimmt. Was nützt ein Zunftgut, wenn ein Zünfter keinen Genuß mehr davon, keine Zunftfreuden und keine Zunftemolumente haben soll. Oder hat man für einen Rapinat thesauriren sollen, auf der Zunft lassen und verbergen, damit er es desto eher finde, oder alle Zunftgüter, groß und klein, zusammenschütten und ein öffentliches Gut daraus machen, welches die Helvetische Regierung, die so schon die Nase darin hat stecken wollen, für Nationalgut erklären und als solches in Anspruch nehmen könne? Nichts! — Getheilt ist das Beste. Will's dann nachher jemand aus meinem Sack, so hat der schon lange das größte Loch. Und niemals würde ich wünschen, daß nie getheilt worden wäre. Wenn ich wünschen will, so wünsche ich ein Futurum, kein Praeteritum. Ich würde wünschen, daß das Zunftgut wieder nachwiechs wie Spars oder Schnittlauch, damit man es bald wieder abschneiden könne. Wenn wünschen nur etwas hülf!

Ott: Eichholzer! Daß Ihr auch alles in Spaß ziehen müßet!

Eichholzer: Ich weiß wohl, Sie haben auch an das Theilen nicht heran wollen, und das in allem Ernst nicht, wie mir

der Herr Helfer gesagt hat. Allein mit Ihnen war es etwas anderes. Sie waren ein Vorgesetzter und hatten nicht so auf ein Bagatell zu sehen, aber unser einer, bey dem das Geld das wenigste war und der weit mehr Kreditoren als Kredit hatte. . . .

Schultheß: Ich hätte mit meiner Haushaltung einen Zunftgut-Antheil auf der Meisen kein Bagatell heißen können; und doch konnte ich wegen vorausgesehenen Folgen nicht in die Theilung willigen. Sie wissen, Herr Rittmeister, die Geschichte unsrer Theilung.

Als sie das erste Mal in Bewegung kam, ward eine Commission von 8 niedergesetzt, darin auch ich war. Römer und Werdtmüller (also unser Verfasser) trugen darauf an, daß ein Drittel des Zunftguts solle getheilt werden, den Wittwen ein halbes Theil, und den auf der Stubenhitzen-Tafel stehenden Töchtern ein vierthels Theil, und begehrt, daß ihr Vorschlag zu Protokoll gebracht und der Zunft vorgelegt werde. In der Versammlung am 9. April ward dieser Antrag verworfen und ein neues Comité von 13 erwählt, darunter auch Sie waren. Wir faßten ein Gutachten ab, daß das Kapital bleiben und jedem Zünfter jährlich fl. 30.— aushingegeben werden sollen. In der nächsten Sitzung ward dieses Gutachten mit dem Einwurf: Wir wollen kein Almosen! abgewiesen. Hierauf trat ein neues Begehren ins Mittel, man sollte für einmal einem Jeden 100 neue Thaler aushingegeben, das übrige aber dann besonderen, nach Zeit und Umständen thunlichen Verfügungen unterworfen bleiben. In der Umfrage rieth einer, anstatt 100 Neuthalern 100 Gulden. Nun waren 3 Meinungen, von denen jede ihre Anhänger hatte. Während der Abstimmung ward gegen die Stimmensweise protestiert; es kam zu hitzigen Wortwechseln. Der Herr Präsident legte seine Stelle nieder und Herr Römer verließ die Versammlung, eilte zum Presidio des Kantonsgerichts und machte den Streit anhängig. Sobald sich der Tumult etwas gesetzt hatte, wählte die Zunft ein anderes Comité von 7, das aber erst das richterliche Gutachten abwarten mußte.

Das war am 3. Juni 1798 und dieses Comité rangirte die Theilung und blieb dann die Vorsteherchaft.

- Hoße: Wie viel hat auch ungefähr ein Zünfter von der reichsten, und einer von der ärmsten Zunft bekommen¹¹⁾?
- Roehli: Ein Meisenzünfter zwischen 12 und 1300 Gulden und ein Schuhmacher-Zünfter 90 Gulden.
- Hoße: Ein großer Unterschied! War die Meisenzunft die reichste Zunft?
- Ott: Nicht gar; die Safran war reicher, hatte aber auch drey Mahl so viel Zünfter als die Meisen.
- Hoße: Wie viel hat ein Safran-Zünfter bekommen?
- Lavater: Die Safran-Zunft hat nicht alles vertheilt, und ich glaube auch schwerlich, daß sie alles vertheilen werde. Noch hat ein Safranzünfter mehr nicht als 470 Gulden. Und wenn das Gebäud um das, was es werth ist, verkauft werden könnte, und man alles theilen wollte, so bekäme einer ungefähr noch halb so viel.
- Hoße: Die Meisen hat ganz vertheilt — ist das Zunftthaus verkauft?
- Schultheß: Es ist verkauft an die Zünfter. Drei Jahre nach der ersten Theilung kam es in die Frage, ob man nun alles, das Zunftthaus und das noch bestehende Kapital vertheilen, wolle oder nicht. Hier war wieder zu besorgen, daß von der ersten Theilung her noch nicht erloschene Animositäten sich wieder erneuern werden. Dieß zu vermeiden, hatte

¹¹⁾ Vielleicht mag es von Interesse sein, hier — zur Gewinnung eines deutlicheren Bildes von den Summen, um welche es sich bei den größeren Zünften gehandelt hat — die Verteilungsliste der Safran aus den im Staatsarchiv deponierten Schriften derselben beizuziehen:

„Den 29. September 1798 wurde von der versammelten Gesellschaft erkannt, daß das Zunftgut solle getheilt werden; worauf erstlich jedem Zünfter von dem vorhandenen baren Geld fl. 20.— und jeder Wittfrau mit eigener Haushaltung fl. 10.— bezahlt wurden; nachher wurde die Summe der Vertheilung von den vorhandenen Obligationen und Schuldbriefen, fl. 400.— für jeden ganzen Theiler eines Zünfters festgesetzt; ein junger Zünftersohn, der das 20. Jahr zurückgelegt und noch eine andre Zunft gehabt, empfängt fl. 300.—, jede Wittfrau fl. 100.— und jeder minderjährige Knab oder eine Tochter eines verstorbenen Zünfters fl. 100.—.

Das Restierende über die Theilung hinaus soll zum Unterhalt des Hauses und zur Bestreitung der noch nothwendigen Ausgaben aufbehalten werden.

Zur Vertheilung gelangte die Summe von fl. 224 620.—. Es verblieben fl. 8367.—. Das Zunftthaus, gewerthet zu fl. 15 000.—. Das Silbergeschirr, 166 Becher und Schalen, 1 Pokal, 1 Schiff alles vergoldet, war zu fl. 9650.— an Goldarbeiter Nordorf in der Haue verkauft worden.“

ein Zünfter den glücklichsten Einfall. Er wollte nämlich, daß jedem Gesellschafter die natürliche Freiheit gelassen werde, in der Gesellschaft zu bleiben, oder sich auskaufen zu lassen. Den Gedanken steckte er den Häupteren beyder Partheien, und er verbarg sich, zu sehen, wie sein Dessen reussierte. In der Versammlung redte er kein Wort, hatte aber doch das Vergnügen, zu sehen, daß es nach seinem Wunsch gieng. Es ward vorgelesen, wie viel einem austretenden, genau berechnet, noch aushingehöre, und ein Register eröffnet für die Erklärung der austretenden und der bleibenden. Dieser waren etliche mehr als jener. Die Liquidation erforderte nicht viel Zeit. Die Valedizirenden empfingen ihre Abfindung und wünschten den Beysammenbleibenden Glück zu einem gesellschaftlichen Privat-Eigenthum. Der Abschied war recht brüderlich.

Ott: Wie viel war noch eine Rata?

Schultheß: 225 Gulden.

Ott: Es haben doch die bleibenden Gesellschafter das Haus nicht zu theuer.

Schultheß: Nein, gar nicht, es ist ein schönes und solides Gebäud.

Corrodi: Und die Schmidstuben?

Ott: Sie werden auch in der Gesellschaft geblieben seyn, Herr Helfer? Und mein Sohn?

Schultheß: Ich bin nicht davon gegangen und, so viel ich weiß, auch Ihr Herr Sohn nicht.

Schink: Der Weggen bleibt auch beyssammen, sie haben nur das Silbergeschirr, das doch ein todtes Capital und nach dem Zeitumstand jeko entbehrlich ist, angegriffen.

Damit schließt der Bericht über die Zunftgüter-Verteilung ziemlich abrupt, und der Oberst Corrodi kann nun seinen umständlichen Bericht über die Mediation, — beginnend mit der Consulta zu Paris, — die Einführung derselben im Kanton Zürich und die dadurch veranlaßten Aenderungen der staatlichen und städtischen Ordnung zum besten geben. Zum 16. Abend vermehrt sich die Gesellschaft um eine ganze Anzahl von Respektspersonen: Bürgermeister Kilchsperger, Zunftmeister Bürkli vom Widder, Obristwachtmeister Ruppert, Zunftmeister Sal. Escher von der Meise, Schanzenherr und Zunftmeister Hans Casper Fries und einige andere werden für später zur Beiziehung in den „Birkul“ in Aussicht genommen, sowie der

Mezger und Maler Ludwig Heß, Bürgermeister Ott, Salomon Geßner und Ratschreiber Fueßli. Werdmüller hat sie jedenfalls ebenfalls noch auftreten lassen wollen, aber der „Schnauf“ ist ihm ausgegangen, bevor sich Gelegenheit geboten hat, sie einzuführen. Ueber die Unruhen von 1804, d. h. den sogen. Bockenkrieg und sein kriegsgerichtliches Nachspiel referiert als militärischer Experte der Major Ruppert; doch bringt er darüber nichts, was nicht richtiger und vollständiger anderswo nachzulesen wäre. Daß das gelungene Reiterstücklein der Befreiung von drei zürcherischen, in der Krone zu Affoltern gefangengehaltenen Offizieren durch eine Handvoll junger Kavalleristen aus der Stadt ein allgemeines Hallo des Beifalls hervorruft, ist verständlich; sogar der kritische Eichholzer schlägt sich vor Vergnügen aufs Knie und vergleicht den Streich mit Simsons Sieg über die Philister in Kraft seines Eselskinnbackens. Was Werdmüller die Herren dann über die Untersuchung und das Urteil des Kriegsgerichts diskutieren läßt, schließt den helvetischen Teil der Schattenreichgespräche ab, ist aber zum Teil recht abstrus und der Wiedergabe darum kaum wert. Eben-
sowenig der nachher neuerdings unternommene Sprung in die europäische Politik: Die Proklamierung des Kaisertums in Paris, die Schlacht von Austerlitz und die Uebergabe der Festung Ulm. Werdmüller ist alt, vielleicht auch krank geworden.

* * *

Lassen wir die Toten jetzt ruhen — die weltgeschichtlich Großen und unsre bescheideneren Mitbürger — und seien wir froh, daß sich diese jetzt nicht mehr damit plagen müssen, täglich und bis zur Zeit der „großen Sichtung“ auf zürcherische politische Nachrichten zu harren. Den Autor des „Schattenspiels“ aber wollen wir glimpflicher beurteilen als Werdmüller den Zunftmeister Irmingen. Der Mann hat viel erfahren, manches gewußt, auch gut beobachtet, und zu Beginn seiner Altersarbeit noch eine gewisse Gabe der Darstellung besessen. Weder Dante mit seiner Göttlichen Komödie, noch Calderon mit seinem Welttheater hat er in den Schatten gestellt; seien wir ihm aber immerhin dankbar für die paar heitern Blicke, die er uns in die Kulissen einer nicht ganz uninteressanten kleinbürgerlichen Komödie hat tun lassen.